



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eine deutsche Fürstin in Habesch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine deutsche Fürstin in Habesch.

Häufig haben in den letzten Jahren deutsche und andere Fürsten Reisen nach dem fernen Süden und Osten unternommen. Namentlich die Küstenländer des Mittelmeers, Aegypten, Palästina, Griechenland und Kleinasien waren Ziele solcher Ausflüge. Wenn im Jahre 1862 Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha sich ein weiteres Reiseziel wählte und bis in tropische Gegenden vordrang, so bewogen ihn dazu verschiedene Gründe. Zunächst die Theilnahme an den Entdeckungsfahrten deutscher Forscher in Innerafrika, die in dem geographischen Institut von Perthes in Gotha einen ihrer Mittelpunkte hatten. Sodann der Wunsch nach Vervollständigung des ornithologischen Cabinets in Coburg, welchem der Herzog wie sein Bruder, der verewigte Prinz-Gemahl von England, schon seit früher Jugend besondere Sorgfalt zugewendet und jede ungewöhnliche Jagdbeute zugesandt hatte. Endlich empfahl auch der Jagdreichthum des ostabessinischen Gebirgs die Tour, die Berichte der Reisenden aus diesem Lande der Löwen und Elephanten mußten auf jedes Waidmannsherz lockend wirken, und die Herren des Thüringerwaldes hielten von Alters her auf das Lob, eifrige Jäger und tüchtige Schützen zu sein.

Die Reise wurde unternommen, im Ganzen glücklich vollendet und jetzt durch ein Prachtwerk, welches sie in Wort und Bild schildert, in glänzender Weise zum Abschluß gebracht. Die Punkte, welche besucht wurden, werden den Lesern dem Namen, zum Theil auch dem Wesen nach bekannt sein, und wir erinnern nur daran, daß die Reisenden zunächst Alexandrien, Kairo und die wichtigsten Trümmerstätten Mittel- und Oberägyptens in Augenschein nahmen, dann nach Suez und von dort nach der abessinischen Hafenstadt Massaua gingen und hierauf sich nach dem Lande der Mensa und Bogos begaben. Das Werk*) giebt von allen diesen Punkten wohlgeschriebene Schilderungen und daneben sehr charakteristische Bilder, die namentlich die tropische Landschaft mit ihren

*) Der volle Titel ist: „Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos“. Mit zwanzig Zeichnungen nach der Natur aufgenommen und chromolithographirt von Robert Kretschmer, vier Photographien nach Handzeichnungen und zwei Karten. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1864.

wunderbaren Pflanzenformen und das Leben der dortigen Bevölkerung in un-
gemein anschaulicher Weise abspiegeln. Ganz besonderen Werth aber gewinnt
daselbe dadurch, daß der Fürst, der die Reise unternahm, uns auch, indem er
den größern Theil der Beschreibung verfaßte, persönlich Gelegenheit gegeben hat,
die Tour im Geiste mit ihm zu machen.

Alles, was über die Ankunft in Massaua hinausliegt, ist von Herzog Ernst
selbst erzählt und geschildert. Nur der Abschnitt, welcher von dem Leben der
an der Küste zurückgebliebenen Damen und Herren berichtet, und eine Episode,
welche einen Besuch der Herzogin Marie bei der Vicekönigin von Aegypten
beschreibt, sind von anderer Hand und zwar von der Hand der Frau Herzogin
selbst, die mit diesen Mittheilungen unsrer Empfindung nach den anmuthigsten
Zweig in diesen Kranz reicher Erinnerungen flocht.

In der That diese Tagebuchsblätter der hohen Frau zeigen bei aller An-
spruchslosigkeit ein ungemein wohlthuendes Talent. Vortrefflich ist die Stim-
mung wiedergegeben, sauber und genau die Schilderung des Details, das ein
gutes, auch für das Kleine empfängliches Auge überall bemerken läßt, sehr
geschickt die Gruppierung. Nicht der kleinste Vorzug dieser liebenswürdigen
Bildchen ist der stark ausgeprägte Sinn für die Schönheiten und Eigenthümlich-
keiten der Natur, und außerordentlich angenehm wird jeden Leser der Zug edel-
ster Weiblichkeit berühren, der in jeder Zeile sich offenbart.

Wir unterlassen weitere Kritik. Die Tagebuchsblätter mögen für sich selbst
sprechen. Die Herzogin ist, während ihr Gemahl mit der Mehrzahl seiner
männlichen Reisebegleitung zur Jagd im Gebirge von Mensa und Keren auf-
gebrochen ist, in M'Kullu, einem Dorfe bei Massaua, zurückgeblieben. Sie erzählt:

Die Jäger sind von uns geschieden, und für uns beginnt ein stilles Traum-
leben zwischen Meer und Wüste im warmen Sonnenlande.

Unsere Strohhütten liegen eine kleine Viertelstunde von den Dörfern
M'Kullu und Hot Umlu an der Samhar. Sie sind von dünnen Baumstämmen
erbaut, deren Aeste in Ermangelung von Glas die breiten Fensteröffnungen
schützen und vergittern. Die Wände und das Dach sind außen mit Durhastroh
dick belegt und innen mit Strohmatte behängt. Aehnliche Strohmatte liegen
auch auf dem sehr unebenen Fußboden im Innern der Hütten und sind über
den Fenstern aufgerollt, wo sie nach Belieben als Marquisen benutzt werden
können. Die Banianen, d. h. die ostindischen Kaufleute, die in Massaua an-
sässig sind, hatten die Zuvorkommenheit, unsere Wohnung mit bunten Stoffen
zeltartig auszuschnücken. Die freundlichen Engländer haben mir die Räume
mit so vieler Bequemlichkeit ausgestattet und der gütige Commodore des Odn,
Lord John Hay, hat uns Tische, Fäßchen mit filtrirtem Wasser und andere
Lebensmittel und Bedürfnisse verschiedener Art in so reichem Maße gegeben,
daß meine kleine Hütte in der Wildniß wirklich hübsch zu nennen ist, und mir

sogar das Gefühl der Behaglichkeit giebt. Ich bewohne ein Zimmer mit fünf großen Fensteröffnungen; eine bewegliche Strohmätte dient als Thür und ein Holzriegel als Schloß.

Daneben ist die Mittelstube mit dem Eingang ins Freie, darin schläft mein alter Diener Eisenwiener; ein Theil unserer Vorräthe sowie unser Tischgeräth sind darin aufbewahrt. Daran stößt die dritte Stube, worin meine Kammerfrau Marie Mehmer mit meinem Dienstmädchen schläft.

Vor der Hütte ist eine Art offener Veranda mit Strohdach, wo man sogar in den heißesten Stunden sitzen kann und wo wir essen. —

Wenige Schritte von meiner Hütte schmachtet unser Koch an einem sehr mangelhaften Feuerherd und ist nicht im Stande, sich mit den Eingebornen verständlich zu machen. Abscheulich ist hier die Art zu schlachten, indem sie den armen Opfern nur die halbe Kehle abschneiden und sie dann zu Tode zappeln lassen. Man muß sich hier mit ziemlich schlechten Nahrungsmitteln begnügen. Das Mehl ist grob und grau, wie bei uns die Kleie, und das beste Brod, das wir uns bereiten können, ist unverdaulich. Der Reis wimmelt von Ungeziefer. Kartoffeln giebt es nicht, auch keine Früchte; die Eier sind klein und selten; Kuhmilch ist schwer zu haben; dagegen ist die Schafmilch gewöhnlich und schmackhaft, wenn man sie ungeräuchert bekommen kann. Denn das Räuchern aller Lebensmittel ist hier allgemeine Sitte, „um die bösen Geister daraus zu verbannen“. —

Man erhält auch eine Art Honigbier, dessen Geschmack an Most erinnert, der ein wenig verdorben ist; es ist aber gesund und durstlöschend und ich genieße es gern.

Man lernt aber Genügsamkeit und trinkt mit Lust einige Schlucke lauen, filtrirten Cisternenwassers, worin man beim Schöpfen Millionen rother Würmchen fand. Es scheint uns schon vortrefflich, wenn dasselbe in den ägyptischen Krügen eine mäßige Kühlung erlangt hat.

Am Abend, nachdem wir zur Ruhe gegangen sind, hören wir das Geheul der Schakals und Hyänen, und die Wachhunde erheben ein wüthendes Bellen, welches uns in den ersten Nächten den Schlaf fast unmöglich machte. Auch die Hähne krähen die halbe Nacht hindurch, dazu zirpen die zwei Zoll langen Grillen fort und fort, die Ratten und Mäuse halten Corso über unsern Köpfen, unter den Betten, und eine Welt von kleinen Insecten schwärmt, summt und kriecht umher. Man muß beim Wechseln der Stube stets sorgfältig untersuchen, ob sich keine Scorpione darin befinden und erlernt überhaupt eine Menge von Vorsichtsmaßregeln, an die man in unserer gesegneten Heimath niemals denkt. Dabei war es vom ersten Tage recht hübsch warm und die Wärme nahm zu. Wir hatten am ersten Tage 27° im Schatten.

Durch des Commodores Güte haben wir eine starke Wache von der Schiffs-

mannschaft, die uns große Sicherheit und vielseitigen Vortheil gewährt. Unter den gutmüthigen Matrosen befinden sich Schreiner, Schuster, Schneider und Bäcker, die uns in allen Dingen Hülfe leisten.

War schon die erste Nacht nicht erquicklich, so wurden die folgenden womöglich noch schlimmer, indem der „große Beiram“, der Schluß des Ramadans von den Muhamedanern gefeiert ward. In dieser Nacht hört das Singen, Tanzen und Schreien unter der monotonen Begleitung einer dumpfen Trommel nicht vor Anbruch des Tages auf, und die Leute ziehen bei diesem wilden Lärm von einem Dorf zum andern. Auch uns beehrten sie mit einem Ständchen, das uns mehr Schrecken als Freude brachte.

Durch dieses Getöse schallten immer wieder die Klageklänge der Hyänen, denen das ununterbrochene kampflustige Bellen der Hunde begegnete; große, häßliche Fledermäuse flatterten umher; eine Schaar Ratten und Mäuse flüchteten über Dach und Wände vor einer wilden Katze, die schließlich eine arme Henne unter dem Angst- und Jammergeschrei ihrer Gefährten raubte. Die singenden Musquitos schwirrten uns als wahre Quälgeister um die Ohren. In dieser uns selbst oft lächerlichen Trostlosigkeit fanden wir eine Entschädigung in dem fleißigen Einsammeln von Spinnen jeglicher Gattung und Größe, von Käfern in den schillerndsten Farben, und sogar in der öftern Entdeckung von Scorpionen innerhalb unserer Wohnungen. Auch kleine Schlangen sind nicht selten in den Häusern, ebenso Tausendfüße, deren Stich sehr giftig ist. Diese bewahrten wir in Spiritus auf. Die vielen Ameisen und andere kleine Insecten störten uns gar nicht mehr, nachdem wir uns an diese landesübliche Gemeinschaft mit der Thierwelt ein wenig gewöhnt hatten. —

Unsere Lebensweise ist ungefähr folgende: Man steht um fünf Uhr auf, badet und kleidet sich möglichst leicht. Dann wird jede Stube gereinigt, was öfter in der Woche durch Uebergießen des Bodens mit heißem Wasser geschieht. —

Eine Morgenpromenade auf die nahe liegenden Hügel, von denen aus man eine weite, prachtvolle Aussicht nach den ringsumlaufenden Gebirgen und dem Rothen Meer, nach der malerischen Bucht von Arkiko und der Stadt gleichen Namens, sowie nach den Inseln Massaua, Schem-Said und Dalhud, genießt, gewährt Erfrischung und neue Belebung. Man schreitet durch ein breites, trockenes Flußbett, in dem die schönsten bunten Kiesel liegen; an den Hängen wachsen saftiggrüne, aber giftige Euphorbienbüsche, dornige Mimosen und reichblättrige, sammetartige Kameelkrautbüschel. Oft huschen die zierlichen Zwerghirsche und Gazellen mit Blizeschnelle an dem Auge vorüber, eine flatternde Kette Frankolinhühner steigt auf, große schwarze Aasgeier horsten zu Duzenden auf einer felsigen Höhe, und scheinen die Annäherung des Menschen kaum zu scheuen; denn sie sind hier gar nützliche Thiere, indem sie mit den Hyänen alles gefallene Vieh aufzehren, und nichts als die sonnengebleichten, schneeweißen

Gerippe liegen lassen, deren man von Kameelen, Eseln und andern Vierfüßlern unzählige findet. — Gegen sieben Uhr sendet die Sonne schon so heiße Strahlen, daß unsere turbanartig umwundenen Hüte und unsere weißen Schirme nicht mehr genügen; dann eilt man zurück unter das mäßig schützende Dach der Hütte und begegnet langen Kameelzügen und vielen Wanderern zu Fuß und zu Esel, welche von der Küste kommen, oder dahin eilen.

Nun werden die Borräthe für den Tag geprüft und das Frühstück bereitet, zu dem sich die ganze Gesellschaft gegen zehn Uhr unter der Veranda versammelt; da giebt es Reis oder Nudeln, Fische oder etwas Fleisch, dörres Obst und Thee oder Kaffee. Gegen elf Uhr zieht sich jedes zurück, um sich nach Belieben zu beschäftigen oder auch um zu schlafen. Ich genoß diese Stunden des Tages mit besonderer Freude, weil ich mich der Correspondenz, meinen Zeichnungen und meinen kleinen Sammlungen an Pflanzen und Thieren ungestört hingeben konnte; auch fehlte es nicht an häuslichen Arbeiten.

Eine liebliche Erheiterung bietet mir meine zarte Kasele, auf Arabisch: Gazelle, die mir der Pascha von Massaua geschenkt hat. Dieses liebe, sanfte Thierchen ist mir eine treue Gefährtin geworden; sie ruht neben mir, zupft mich am Ohrläppchen, sieht mich mit ihren klugen Augen freundlich an und hat es gar gern, wenn man sie streichelt und liebkost.

Zuweilen kommen die Kinder aus den benachbarten Dörfern, um sich mit Kleinigkeiten beschenken zu lassen, oder es erscheinen zwei ersehnte schwarze Gestalten, Boten aus den Bergen, die uns gute Nachrichten von den Jägern bringen. Nach vier Uhr wird mitunter ein wenig ausgegangen und geritten, wenn die Schwüle der Luft nicht allzudrückend ist; nach sechs Uhr jedoch geht die Sonne das ganze Jahr hindurch ohne vorhergehende Dämmerung unter, und man kehrt deshalb eilig in die Wohnungen zurück. Gegen sieben Uhr genießen wir ähnliche Kost wie am Morgen und ergößen uns dann noch eine Weile an dem unvergleichlich klaren Sternenhimmel, an dem „südlichen Kreuz“ und dem „Canopus“, welche unsere besondere Bewunderung erregen. Um halb neun Uhr ist gewöhnlich das letzte Laternchen ausgelöscht. So ist die Tagesordnung in M'Kullu.

Die Tage, welche wir hier verlebten, waren keine Idylle in der Weise der lieben Heimath, es war für uns verwöhnte Culturkinder Manches recht schwer zu überwinden; aber es war doch ein Stilleben voll von großen Eindrücken, und die Erinnerung daran möchte wohl Keiner von uns missen. Wer einmal im Schein der tropischen Sonne auf Himmel, Land und Meer geblickt hat, der wird die Farbenpracht der Natur und die gehobene Stimmung, welche sie dem Menschen verleiht, nie mehr vergessen. Was Licht heißt und glühende Farbensönheit, das erfährt man erst im Süden. Und die Einwirkung dieser Fülle von Licht und Farbe, die großen Contraste, welche ohne Dämmerung-

ohne das Nebelgrau der Heimath wie unvermittelt neben einander stehn, und doch Bilder von wundervoller Schönheit geben, werden immer mächtiger, je länger man weilt, und umgeben das Leben des Tages mit einer Poesie, die märchenhaft und fast bewältigend ist. Und in diesem Zauberlichte glänzt eine fremde Erdenwelt, denn Menschen, Thiere, Pflanzenformen, jeder Gegenstand, der an den Reisenden herantritt, trägt dazu bei, die Stimmung, welche die Landschaft hervorruft, zu erhöhen. Ungeachtet der Unsicherheit, welche der Europäer in dieser Wildniß empfindet, ist die Grundstimmung, welche dieses tropische Leben verleiht, doch eine erhebende Ruhe. Alles sieht großartiger und einfacher aus und ohne Mühe kann man sich hier um Jahrtausende zurückdenken, in denen dasselbe Hirten- und Wanderleben war, dasselbe Geschrei der Thiere, dieselben Pflanzen an derselben Stelle, dasselbe Leuchten der Farben, ebenso der Sand mit den Steintrümmern und dem weißen Gebein der gefallenen Thiere. Der Mensch vermag in der großartigen Beständigkeit dieser Welt nur wenig.

Dies Leben unter Sonnenstrahlen, in fremdartiger Landschaft, war aber auch nicht ohne Abwechslung. Zunächst fehlte es nicht an Besuchen. Der Pascha kam von Massaua hergeritten, brachte mir Blumen und süßen Kuchen vom Beiramfest. Ich bot ihm schwarzen Kaffee und ersuchte ihn seine Pfeife zu rauchen, was er sehr gern that. Die Offiziere des „Odin“ und der „Victoria“ kamen; am ersten Sonntag Nachmittag hielt der Schiffsgeistliche uns im Freien Gottesdienst. Dann besuchte uns der Naturforscher Herr Schimper aus Mannheim, der seit langen Jahren in Aethiopien lebt, und aus seinem Bohnsitz Adova hierher reiste, um uns seine guten Dienste anzubieten. Der freundliche alte Herr konnte trotz Turban und Kaftan die herzige, echt badische Art und Sprechweise nicht verläugnen, ich mußte ihm viel von der Heimath erzählen. Auch die katholischen Missionäre, Padre Gabriele und Delmonte, welche ganz nahe bei uns wohnen und in Massaua die erste christliche Kirche bauen, suchten mich auf und erwiesen sich artig und gefällig. Daneben fehlt es nicht an wilden Gästen. Die Eingebornen laufen ab und zu, stellen sich gutmüthig und willig an, besonders um ein kleines Balschisch. Wieder einmal kam ein großer Haufe Kinder aus dem Dorfe und bettelte um Glasperlen. Ein ganz kleiner schwarzer Bube sprang mir zutraulich auf das Knie und ich habe meine Freude an diesen schönen Musterkindern, die wie Prachstatuen aus Bronze aussehen.

Am 17. April versammelte sich die kleine Schaar der Bewohner M'Kullus um zehn Uhr Abends zu einem mehrtägigen Ausflug in das Gebirge. Wegen der großen Sonnenhitze hatte man uns sehr abgerathen, den langen, wohl zwölfstündigen Ritt am Tage zu unternehmen, und da wir Vollmond hatten, hofften wir auf sein menschenfreundliches Licht, uns diesen anstrengenden Marsch

zu erleichtern. Wir hatten uns Alle verabredet um acht Uhr Abends aufzubrechen; da wir aber nicht ohne unsere Packkameele wegzureiten für rathsam hielten, und der Araber und Abessinier sehr ungenügende Begriffe von einer bestimmten Tageszeit oder Stunde, oder von dem kostbaren Werth der Zeit hat, sich auch durch kein Drängen oder Zureden in seiner gemächlichen Ruhe stören läßt, so war die für Ankunft der Kameele bestimmte Stunde längst vorüber und die Sonne untergegangen, bevor die Kameele mit ihren Treibern im gelassensten Schritt unsere Umzäunung betraten.

Die Arbeit des Aufladens, die jetzt beim Schein einiger Laternen verrichtet wurde und wobei die Leute emsig plauderten und sich viel zankten, wollte wieder kein Ende nehmen. Endlich war die Karawane soweit fertig, daß das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, und der lange Zug setzte sich in Bewegung. Der Mond selbst schien sich mit unsern Kameeltreibern gegen uns verschworen zu haben; statt unser Vertrauen zu rechtfertigen und uns mit seiner vollen Kugel freundlich zu leuchten, hüllte er sich in Wolken und wir mußten uns mit spärlichem Laternenlicht begnügen. Wir hatten eine Eskorte des Paschas von Massaua bei uns, die uns als Sicherheitswache dienen sollte; die aber selbst aus fünf so unordentlich und räuberisch aussehenden Subjecten bestand, daß wir sie lieber zurückgeschickt hätten, wäre dies nicht eine Beleidigung für den Pascha gewesen. Von einem „Weg“ war, wie überall dort, keine Rede. Er ist, wo das Pferd oder Maulthier sich ihn aussucht; nur zwischen nahen Dörfern findet man einzelne Fußpfade. Um uns aber war allenthalben Sand, auf welchem die Mimosensträucher, das weißliche Kameelkraut und die großen, breiten, giftigen Euphorbienbüsche vereinzelt wuchsen; dazwischen lagen große Steinblöcke. Aber das sichere Maulthier weiß sich in diesem wüsten Chaos von Hindernissen mit Geschick hindurchzuwinden. Wir ritten meist Eines hinter dem Andern, da die Maulthiere auf diese Art am besten gehen; vor uns her schritten singend und schreiend die fünf Albanesen der Eskorte mit einem Mohren, welcher der Hanswurst dieser Bande zu sein schien. Neben, hinter und vor uns gingen unter beständigem Streiten und Zanken die Maulthiertreiber und mehre Eingeborne, die sich unserm Zuge zum Theil freiwillig angeschlossen hatten. Mein kleiner Freund Ali ging mir nicht von der Seite und hielt bald die Laterne, bald meinen Schirm derart vor die Augen meines Maulthieres, daß es scheuen mußte, so daß auch ich zu zanken und zu wehren hatte. Es mochte wohl Mitternacht sein, als der Mond sich uns endlich zeigte; die Laternen wurden ausgelöscht; aber zu unserm Mißvergnügen bemerkten wir, das wir eine falsche Richtung eingeschlagen hatten, und von unsern Packkameelen abgekommen waren. Ein einziger Eingeborener behauptete, den richtigen Weg zu kennen; die Eskorte wollte es aber besser wissen. Es wurde ein langer Rath gehalten, aus dem Keiner von uns klug werden konnte. Endlich legte

sich Herr Consul Gerhardt ins Mittel und erklärte, nur dem eigentlichen Führer solle gefolgt werden und das albanesische Gefindel müsse sich hinter den Zug begeben. — Nun mußten wir lange über Durhafelder reiten, deren hohes Gras wir von den Sätteln mit den Händen auseinander biegen konnten; endlich erreichten wir das Dörfchen Saka. Dort hatten auch unsere Kameele auf uns gewartet. Der Ritt durch die Wüste war überstanden und es ging nun steil über felsiges Terrain bergauf. Das schöne Gebirg von Tigre und Habab lag vom Monde herrlich erleuchtet vor uns.

Die Maulthiere gingen sicher und gut, die Vegetation wurde reichlicher, die Mimosen standen hier schon als kleine Bäumchen und die Euphorbien breiteten sich als dichtes Gesträuch, welches am Tage den Hyänen als Schlupfwinkel dient. Es war um zwei Uhr der Nacht, als wir das erste Wasser erreichten, eine dunkle Pfütze, worin, wie schlecht es auch war, die Menschen ihre Trinkbecher tauchten, um die trockene Kehle anzufeuchten, während die Thiere sich gierig voll tranken. Das schöne Thal, in dem wir von da weiter ritten, hatte einen parkähnlichen Charakter; die Vegetation wurde trotz des trocknen Bodens ziemlich kräftig; ein herrlicher Kranz von Bergen umschloß uns. Gegen vier Uhr früh hatten wir einen Felsenkessel erreicht, und waren Alle so todtmüde, daß wir unsere Plaids ausbreiteten, uns auf den weichen Sand legten und sofort fest einschließen. Die Thiere waren abgefattelt und wälzten sich neben uns im Sande, oder suchten nach etwas Gras.

Gegen sechs Uhr weckten uns die heißen Strahlen der Sonne und wir mußten eine lange Strecke durch den tiefen brennenden Sand reiten oder gehen, ehe wir an den zweiten Wasserplatz gelangten, wohin auch die Kameele bestellt waren und der sich in der grottenartigen Felschlucht von Gabse befindet. Bei unserer Annäherung an die Felschlucht gewahrten wir eine Schaar von größeren und kleineren Affen, wohl dreißig an der Zahl, die auf dem Felsen umherkletterten, jedoch sofort bei unserm Anblick die Flucht ergriffen. — Nach kurzer Rast bogen wir nun in eine enge Gebirgsschlucht ein und stiegen über Steine und Geröll durch dorniges Gestrüpp steil bergan. Wir fanden viele schöne Waldblumen in den frischesten Farben, zarte Farrenkräuter und eine Menge herrlich duftendes Basilikum, das meilenweit wie Unkraut die Gegend überwuchert. Gar herrlich war ein azaleenähnlicher Baum, dessen schneeweiße Blumen mit langen gelben Staubfäden einen köstlichen Duft verbreiten. Leider mußte ihn niemand zu benennen. —

Endlich gegen halb acht Uhr hatten wir die Höhe des Berges erreicht; eine wundervolle Alpenlandschaft lag in der hellen Morgensonne vor uns ausgebreitet. Zu unsern Füßen dehnte sich ein anderthalb Stunden breites Wiesenthal und dahinter erhoben sich in mehrfachen Schichten die freundlichen Hügel von Ailet und die Berge und Hochgebirge von Mensa, Habab und Hamafen. Lange

schweiften unsere entzückten Blicke über die schöne Landschaft, die uns mächtig an die heimathlichen Gebirgsthäler erinnerte.

Unsere Lastthiere waren auf einem weiteren, aber ebenen Wege vorausgeeilt; nur das treue, unentbehrliche Wasserkameel war uns den steilen Berg entlang gefolgt, und wir nahmen wieder einen stärkenden Trunk aus den Schläuchen, die es nachtrug. Der Stieg hinab ins Thal war ziemlich rauh und schlecht, wir ließen unser Kameel vor uns hinabsteigen und erreichten selbst nach einer halben Stunde das schöne grüne Thal, in welchem große Viehheerden weideten. — Der Schwiegersohn des Raib von Arkifo, Jehya, ein freundlicher Mann, der das schützende Geleite gab, erwartete uns dort und labte uns mit frisch gemolkener Milch, die von den Hirten in braunen Lederschalen gereicht wurde. Auf diese Weise gestärkt, eilten wir unserm heutigen Ziele Afsus zu, welches wir gegen 9 Uhr erreichten.

Das Thal von Afsus ist wohl eine Stunde breit und reich an üppiger Vegetation und an fetter Weide für die Heerden. Man sieht dort allerliebste Mimosenbäumchen mit schneeweißen Blüthen, deren Duft mir weit feiner als der gelben zu sein schien; dann Shora-Bäume, Tamarisken und Tamarinden, und prachtvolle Sykomoren oder wilde Feigenbäume, deren Früchte wohl genießbar, aber saftlos und ohne Wohlgeschmack sind. Schöne, cactusartige Schmarogerpflanzen überwuchern einen Theil der Bäume so sehr, daß manche wie in einem Netz von hellgrünen Schlinggewächsen eingeschlossen sind. Auch zierliche Lianen der verschiedensten Gattungen winden sich um die dicken knorrigen Wurzeln und Aeste und vermischen ihre Blätter und Ranken mit dem Laub der Bäume, auf denen gar liebliche Colibris in goldschimmerndem Gefieder und eine Menge bunter Vögel ihren Morgen- und Abendgesang erschallen lassen. Gar oft findet man Nestchen, die völlig rund und überdacht, nur mit einer kleinen Oeffnung versehen, an einem langen bindsadenartigen Zweige in dem dichten Laube hängen. — Hätte die Vorsehung diesen Gegenden frische Quellen gegeben, so wären sie ein paradiesischer Aufenthalt für Naturfreunde.

Unter einer schönen breiten Sykomore wurde unser großes Zelt aufgeschlagen und wir faßten den Entschluß, hier mehre Tage zu verweilen; jedes richtete sich in einem Winkel des Zeltes häuslich ein. So poetisch aber auch unsre Seelen gestimmt waren, so regte sich doch nach langer Wanderung ein unabweisliches Verlangen nach etwas Nahrung und erfrischendem Getränk! Damit aber war es nicht zum Besten bestellt. Denn als die Proviantkörbe geöffnet und durchgesehen wurden, ergab sich, daß bei dem nächtlichen Aufladen mehr als die Hälfte zurückgeblieben war, daß wir kaum auf zwei Tage versehen waren, und daß namentlich die Tropfen Wein fehlten, welche das schlechte Wasser genießbar machen sollten. Wir wurden nicht muthlos, rechneten auf das Jagdglück der Herren und auf die Einsicht der zurückgebliebenen Diener,

die uns das Vergessene wohl nachsenden würden. Das Wasser mußte aus einer Pfütze geholt werden, welche den zahlreichen Heerden als Tränk- und Badesplatz diente, und worin bereits unsere Pferde, Maulthiere und Kameele allen Schlamm aufgewühlt hatten. Unter der Sykomore loderte ein lustiges Feuerchen, einiges Kochgeschirr wurde aufgestellt, ein erkaufter Hammel gesotten und gebraten, auch ein Frankolinhuhn war geschossen worden, nur Butter und Wasser ließen zu wünschen übrig. Und bald saß die heitere Gesellschaft um einen improvisirten Tisch, der aus einigen Körben gebildet wurde, und würzte das von einem Matrosen und unserm getreuen Mohren nach besten Kräften bereitete Mahl durch muntere Laune. Aus dem nahen Dorf hatten wir etwas Brod von Durhamehl bekommen, das aber, wenn auch ganz genießbar, doch sehr ungesund ist. Unterdeß breitete der Abend seinen dunkeln Mantel um uns und als der Mond wieder emporstieg, ruhten wir bereits längst, ein Theil unter, ein Theil neben dem Zelte. Am folgenden Morgen erwachten wir Alle neugestärkt; die Herren begaben sich mit Tagesanbruch auf die Jagd und kehrten mit einigen Frankolinühnern und Gazellen als Beute zurück.

Dieser Morgen bleibt mir unvergeßlich; denn er versetzte mich lebhaft in die Zeiten der alttestamentarischen Hirten zurück. Als ich aus der Oeffnung unseres Zeltes nach dem Saum des nahen Waldes blickte, sah ich dort die braunen Hirtengestalten mit ihren langen Stäben der zahlreichen Heerde voranschreiten. Frauen und Kinder folgten ihnen auf Eseln reitend und dahin ging der lange Zug der alten Patriarchen, um gegen Abend in gleicher Weise heimzukehren. Drei, viertausend Jahre der Geschichte waren um mich verschwunden, ich sah die Hirten des Laban lebendig vor mir, ich hörte das Gebrüll der Kinder aus dem Lande Gosen, und mit meiner Hand konnte ich den gekrümmten Stab der Kinder von Sichern erfassen. —

Als aber der Kaffee erschien, der sonst ein sehr willkommener Morgen- genuß war, vermochten die Wenigsten den Trank über die Rippen zu bringen, und verzichteten lieber auf das Frühstück, denn er schmeckte allzu kräftig nach dem Schlauch, der das Wasser dazu hergegeben hatte. So wurde der Wassermangel schnell ärgerlich. Und wir beschloßen deshalb noch heute aufzubrechen und nach Nilet zu reiten, wo wir frische Quellen wußten. Den Tag über sah unser kleines Lager hübsch abenteuerlich und malerisch aus. Die Meisten von unsrer Karavane hatten sich auf den mitgebrachten Teppichen und Ruhhäuten bequem niedergelassen und pflegten einer angenehmen Ruhe. Einige zeichneten, Andere ordneten die für ein Blumenalbum gesammelten Pflanzen. Und immer wieder hafteten die Blicke voll Entzücken an fremden Bäumen und Blüthen, an dem grünen reichen Thale der tropischen Landschaft und den aufsteigenden Bergmassen. Unterdeß schnoberten die Wachhunde, welche uns begleitet hatten, mit größter Ausdauer an dem brodelnden Fleischtopfe, oder schlürften behaglich

aus dem gereinigten Wasser, das mühsam dreimal filtrirt und vorsichtig für unser Mittagsmahl versteckt war, oder sie spielten uns sonst einen schlimmen Streich mit unserm kostbaren Proviant.

So verging der Tag in Usus sehr rasch und wir dachten gar nicht, daß es schon so spät sein könne, als Consul Gerhardt das Abbrechen des Zeltes und das Aufladen der Kameele anordnete. Um diese Zeit erschien ein großer abessinischer Krieger mit Schild und Speer, der uns Briefe und gute Nachrichten von den nach Keren gezogenen Jägern brachte.

Der bunte Zug setzte sich wieder in Bewegung. Eine der Damen, welche von der gestrigen Anstrengung sehr ermüdet war, wurde nun von vier und vier Schohos, welche abwechselten, in einer Hängematte unserm Zug vorangetragen. Diese Schohos sind wildaussehende Gestalten mit struppigen, schwarzen Haaren, die auf dem Scheitel und an den Schläfen gekraußt und borstig von dem Kopfe abstehen, während rückwärts lange Locken auf den Nacken fallen. Auch ihr Gesichtsausdruck ist meist ein sehr finstrier, und sie gehören einem ungebändigten Kriegerstamme an, der in den Gebirgen zwischen Tigre und dem Lande der Habab ein Nomadenleben führt und von den friedlichern Nachbarn oft gefürchtet wird. Nichtsdestoweniger sind es sehr brauchbare Leute, die für gute Bezahlung auch schwere Arbeit mit ihren muskulösen Gliedern zu thun geneigt sind, und die man deshalb bei Ausflügen in die Berge gern bei sich hat. Sie hielten sich meist gesondert und verkehrten wenig mit unsern übrigen Schwarzen; waren aber immer zur Hand, wenn es galt, das Gepäck aufzuladen. Der Neffe des Naibs von Arkito, Jehya, schloß sich uns auch heut wieder an, er ritt gern zur Seite der Damen. Die schneeweiße Kleidung und der schön geschlungene Turban hoben die Bronzefarbe seiner edlen Züge, wir aber freuten uns über das artige und ritterliche Wesen des wilden Häuptlings. Bald schlängelte sich der Zug mit Pferden, Maulthierern und Kameelen durch schöne grüne Haine und auf grünen Wiesen am Saume der Hügel entlang. Schon am Nachmittag hatten wir in der Ferne einen Hochzeitszug bemerkt, der sich mit greller Musik und kleinen Trommeln, geleitet von lustigen Reitern auf herrlichen Pferden von dem Dorfe Usus nach einem andern Dorfe hinüber bewegte. Einzelne dieser Reiter hatten unser Lager in weiten Bogensätzen umkreist, als ob sie sehen wollten, welcher Art die Fremden waren, welche wagten, in ihre stille Wildniß zu dringen. Und einer von den Reitern hatte mich sogar im Walde überrascht, wohin ich gegangen war, um dem eigenthümlich melancholischen Ton einer wilden Taube zu lauschen. Der wilde Reiter parirte sein schnaubendes Roß, als er mich erblickte. Wir sahen uns eine Weile erstaunt an, und mir war dabei nicht ganz heimlich zu Muth. Ich mußte ihm aber keinen so kriegerischen Eindruck machen, wie er mir; denn nach wenig Secunden grüßte er und fauste davon. Ich aber kehrte eiligen Schrittes zu

meiner Gesellschaft zurück, denn ich hörte noch ein zweites Pferd herangaloppiren und sehnte mich nach keiner ähnlichen Begegnung mehr. Jetzt begegneten wir dem schon halb aufgelösten Nest des Hochzeitszuges in einer kleinen Schlucht hinter Afus; tanzende Jünglinge mit kleinen Trommeln zogen ihm laut jubelnd und singend voran.

Die Sonne senkte sich allmählig hinter der hohen Gebirgskette und verbreitete einen rothigen Schimmer über die schöne, durch unzählige Heerden belebte Landschaft. Es war prächtig, diese schneeweißen, rothen, mausfarbenen und kohlschwarzen Kühe — gefleckte gab es wenige — mit ihren langen weitgeschweiften Hörnern zu sehen. Sie sahen fast Antilopen ähnlich, ganz verschieden von unsern Rindern. Aber wenn man ihr fremdartiges Aussehen vergessen konnte, war es fast ein Anblick, wie ihn man bei Annäherung der Alpen in Oberbayern oft genießt. Das große Dorf Gumbod lag breit vor uns und sah mit seinen von dichten, frischgrünen Schlinggewächsen umrankten Hüttchen gar malerisch aus. Zuweilen wurde der Weg enge durch die Fülle der Lianen, welche sich um die Bäume schlangen, und ein unbeschreiblich köstlicher Frühlingsblüthengeruch erfüllte die Luft. Die Sonne ging wunderschön roth unter und sogleich wurde es finster, bis das aufgehende Mondlicht wieder einen Dämmerchein auf unsern Weg warf. Und jetzt ritten wir eine weite Strecke zwischen einzelnen Durhafeldern in dem bläulich blassen Dämmerlicht des Mondes dahin. Dann führten uns schmale Pfade zwischen Hecken, bis wir endlich das Dorf Milet erreichten.

In Milet wurde angehalten, um Milch zu trinken und dann in der Dunkelheit weiter geritten, bis uns der steinige Weg zum Gehen nöthigte. Wir hatten einen längern Aufenthalt, weil uns die Eingebornen, in ihrer feigen Furcht vor Löwen, nicht weiter begleiten wollten. Nur durch ernste Drohungen gelang es dem Consul sie zum Gehorsam zu zwingen, und zaghaften Schrittes stellten sich Einige an die Spitze unseres Zuges.

So zogen wir in die Nacht dahin; wir mußten uns im dichten Walde durch allerlei dorniges Gestrüpp hindurcharbeiten, über wild durcheinanderliegende Steine und Felsblöcke stolpern und gelangten endlich am Abhang eines Hügels in eine enge Schlucht, an deren Ausgang sich ein ziemlich offener Platz befand, der als Kuhhalde diente. Die finstere Nacht lag über uns, es war nicht rathsam weiter zu gehen, und da wir ein frisches Bächlein rieseln hörten, das erste, seit wir uns in diesem Theil von Afrika befanden, so entschlossen wir uns, trotzdem der Platz sonst nicht eben einladend war, für diese Nacht hier zu bleiben und unser Zelt aufzuschlagen. — Da uns die Mücken durch die ganze Nacht keine Ruhe ließen, so zogen wir in der Frühe des folgenden Morgens mit allem Gepäck an dem Flüschen hinauf zu einer Stelle oberhalb der untersten Quellen, welche, die eine kalt, die andere heiß, in der Entfernung

weniger Schritte nebeneinander aus dem Granitfelsen hervorsprudeln. Wir hatten alle Ursache, uns über den Wechsel dieses Aufenthalts zu freuen, da die Luft rein und labend, und die Aussicht auf dieser Höhe entzückend ist. Unser Zelt erhob sich bald auf einer kleinen grünen Grasebene, die rings von schönen bewaldeten Gebirgen eingefasst und reich mit Gesträuchen und würzigen Kräutern bewachsen war. Wir fanden in dem Thal viele Spuren von Elephanten, die an den breiten, flach getretenen Fußpfaden zu erkennen sind, welche diesen Thieren alljährlich als regelmäßige Wechsel dienen. Die Quellen selbst sprudeln dicht nebeneinander aus kleinen Sandlöchern hervor und bilden sogleich zwischen den großen Felsblöcken allerliebste kleine Bassins. Aus der heißen, die durchgehends 48° Reaumur, an einem Sprudel sogar 54° Wärme hat, sieht man beständig die schwarzen Köpfe der kranken Eingebornen herausragen, die sich lustig darin abkochen und große Wirkungen von diesen Bädern erwarten. Die kalte Quelle hat hier oben sehr klares und wohlschmeckendes Wasser, verliert aber tiefer unten ihre Frische, weil sie sich mit der heißen vereinigt.

Nachdem wir uns häuslich niedergelassen hatten, suchte ein jedes von uns, je nach seinem Geschmack, den Tag in dieser wundervollen Gegend angenehm zu verbringen; es wurde gezeichnet, Blumen, Käfer und Steine gesammelt. Diesmal konnten wir auch unser kleines Mittagsmahl mit Vergnügen genießen, da uns das schöne Wasser nicht die Speisen verdarb und Jehya uns vorsorgend mit süßer und saurer Milch reichlich versehen hatte. Am Abend bestiegen wir noch eine kleine Anhöhe, um die ragenden Bergketten und Thäler zu bewundern, die uns die Länder von Tigré, Samasan und der Schohos bezeichnen. In der Nacht entstand großer Lärm durch einen Löwen, der sich unserm Lagerplatz näherte, den aber das Gebell der Wachhunde und das wechselseitige Geschrei der Leute an den Wachfeuern bald wieder in die Berge zurücktrieb. Wahrhaft malerisch war dabei der Anblick unseres kleinen Lagers, das sich in vier verschiedene Abtheilungen sonderte; den mittlern Raum nahm unser großes Zelt ein; unter dem Zelt und unter den Bäumen rings um dasselbe hatten wir Europäer uns mit unserer Dienerschaft gelagert; mehre Feuerchen brannten in der Runde. Nahe dabei war das englische Matrosenlager; etwas höher nach den Bergen in geringer Entfernung lagen die Albanesen und Türken, welche sogar in der Nacht ihr Lieblingsgetränk, den Kaffee, nicht aufzugeben vermochten, dazu ihre Pfeifen rauchten und mit einer unglaublichen Zungen-geläufigkeit laut und schreiend sich unterhielten; das vierte Lager war das des Raib Jehya, der mit einer großen Zahl von Eingebornen sich zunächst bei den Quellen niedergelassen hatte.

Am 21. April früh ging die Sonne herrlich auf und wir Alle beeilten uns den schönen Morgen zu genießen. Ich ging mit Zeichenbuch und Farben auf die nächste Anhöhe. Mein lieber kleiner Ali, ein neunjähriger Knabe, hielt

mir den Schirm und wir unterhielten uns prächtig. Plötzlich raschelt es in den Büschen, wir hören unheimliche Töne, sehen aber nichts und ich zeichne stundenlang weiter. Als ich einige Stunden darauf ans Zelt zurückkam, sagte mir ein Matrose: „Haben Sie den Leopard nicht gesehen? er ging über den Hügel, wo Sie mit Ali saßen.“ Ich war halb froh, halb ärgerlich, daß ich ihn nicht sah, Vielleicht hätte ich mich aber doch sehr gefürchtet, wenn ich ihn so nahe entdeckt hätte.

Eine andere Begegnung war um so herzlicher. Wieder saßen wir auf einem schönen Plätzchen, als wir einen langen, hagern, einäugigen Eingeborenen auf uns zukommen sahen, der sehr neugierig und forschend unsere verschiedenen Zeichnungen und Bücher musterte; als er in einem der letzteren das Bild des gekreuzigten Heilandes sah, ließen ihm die hellen Thränen über die Wangen und er rief mit wahrer Begeisterung aus: „Abraham (so hieß er nämlich) ein Christ!“ Er zeigte uns nun durch Geberden und Pantomimen und indem er die bekanntesten Namen aus dem alten und neuen Testament der Reihe nach hersagte, daß er in der Bibel wohl bewandert sei und äußerte eine ungeheuchelte Freude, Glaubensgenossen gefunden zu haben. Als er nun vollends das kleine Bild geschenkt erhielt, wollte sein Entzücken kein Ende nehmen, er erbat sich einen Pinsel und schrieb die Namen „Jesus Christus“, „Maria Joseph“ darauf. Von diesem Augenblick wollte er uns nicht mehr verlassen und war unermüdlich in Bezeugungen seiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Im Laufe des Nachmittags unternahmen wir eine kleine Entdeckungspromenade zu den oberen Quellen und mußten uns durch dichtes Gestrüpp mit zolllangen Dornen hindurcharbeiten. Wir waren etwa eine Stunde gegangen und hatten auf unserer Wanderung eine große Zahl fremdartiger Bäume gesehen, an denen unzählige Vogelnester hingen und zwar jedes an einem rund gebogenen Aestchen, so daß sie gleich Früchten an den Baum gewachsen schienen. Endlich fanden wir in einem romantischen Felsenthal zwei schöne klare Bassins, die von winzigen Fischen und vielerlei kleinen Schildkröten wimmelten. Dies ist der obere Ursprung der kalten Quelle, die sich in der Tiefe des Bodens bis zu unserm Lagerplatz hinzieht, und dort noch einmal aus dem Boden quillt. Noch anderthalb Stunden weiter zog sich seitwärts ein anderes wildes Felsenthal, in welchem die oberen heißen Quellen üppig sprudeln; ihr Geschmack ist äußerst angenehm und etwas stahlartig. Wir sahen auf dem Wege einige Gazellen, viele Wachteln, Perl- und Frankolinshühner, allerliebste Colibri in den buntesten Farben und einen Paradiesvogel, der erlegt wurde, auch verschiedene Taubenarten. Auf dem Rückwege überfiel uns einer jener tropischen Regengüsse, gegen die kein Schirm hilft, wir ließen uns ruhig durchnässen und kamen triefend an das ebenfalls triefende Zelt, unter dem wir mit

Mühe noch einige trockne Kleider herauszogen. Der Regen dauerte leider den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht.

Dienstag früh, den 22. April, saßen wir gerade beim Frühstück und verabredeten, was bei dem wechselvollen Wetter wohl noch für den heutigen Tag zu unternehmen sei, als ein Eingeborener aus dem Mensathal mit einem Brief von unsern fernern Jägern erschien und die freudige Nachricht brachte, daß dieselben nach glücklicher Erlegung zweier Elephanten schon am folgenden Mittag in M'Kullu einzutreffen hofften. Nun galt es zu eilen, um noch vor ihnen an Ort und Stelle zu sein; rasch wurde das Zelt zusammengelegt, Kameele von den nahen Weiden herbeigeholt und beladen; es mochte halb zehn Uhr sein, als wir unsere Wanderung thalabwärts, dem Dorfe Ailet zu, antraten. Dort sammelte sich wieder ein großer Theil der Bevölkerung, als der lange phantastische Zug herannahte. Da ein Theil der Herren einen kleinen Jagdzug unternommen hatte, so erwarteten wir dieselben in dem Dorfe und unterhielten uns unterdessen mit den sehr gesprächigen und neugierigen Leuten, die zu einem ganz andern Stamme als die Bewohner der Samhar gehören und die Sprache der Habab reden. Nach kurzer Rast zogen wir weiter durch schön bewachsene Wiesen und kleine Waldungen, in denen wir einer Anzahl Warzenschweine mit sehr großen Köpfen und Hauern begegneten, nach denen mehre Schüsse vergeblich abgefeuert wurden. Die Sonne brannte heiß über uns und gar oft mußten wir unter dem Schatten eines kleinen Baumes viertelstundenlang ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln. So freundlich die Gegend auch hier noch war, bot die Vegetation im Ganzen doch geringere Abwechslung; sie wurde immer dürftiger, je mehr wir uns der Wüste näherten. Gegen fünf Uhr Abends erreichten wir Moie Sahadi, wo wir eine Stunde ausruhten und uns von dem schlechten Wasser Thee und Chokolade bereiteten. Der Platz, an dem wir lagerten, war sehr malerisch; wir hatten vor uns einen großen, durch viele Wasserrinnen zerklüfteten Felsen, darin war ein kleines Becken, das wohl in der Frühjahrszeit reich an Wasser gewesen sein mochte, jetzt aber nur noch grünen Schlamm zeigte, in dem es von niedlichen Schildkröten wimmelte.

Weiter ging es über felsiges Gestein, mehre Stunden bergauf und bergab, bis wir endlich nach Sonnenuntergang bei sehr finsterner Nacht den tiefen, weichen Wüsten sand unter unsern Füßen gewahrten. Von da dehnte sich der Weg entseßlich. Mein Maulthier war so träge, daß ich es auf dieser ganzen Tour nur wenige Minuten ritt; überdies saß ich unbequem, da kein Zügel zum Lenken vorhanden war, und zog daher vor, zu Fuß zu gehen. Die zwei letzten Stunden wurden mir sauer. Dr. Billhartz, der mit seinem Thier auch nicht zufrieden war, leistete mir Gesellschaft und ich unterhielt mich vortrefflich mit dem gebildeten Mann, der den ganzen Weg von Theben und Karnak erzählte. Die Hyänen heulten um die ermattete Karawane herum und endlich bellten die

Dorfhunde von Saka! Wir hatten noch anderthalb Stunden vor uns; die Nacht war pechfinster. Mit frischem Muthe trieben wir uns weiter, bis wir endlich die übelriechende Atmosphäre des Dorfes M'Kullu in der Nähe verspürten. Diesmal kam uns der Geruch des wilden Dorfes ersehnt vor. Noch ein halbes Stündchen und wir standen an unserm Zaune und bald darauf lag alles im tiefsten Schlaf! — Es war Mitternacht geworden.

Der Kampf um Schleswig-Holstein 1848—1850.

3.

In Schleswig-Holstein wallte es bei der Kunde von diesem Waffenstillstandsabschluß hoch auf. Der Muth der Armee war ungebrochen; einige Tage nach ihrer Niederlage führte sie, von einigen Bataillonen der Reichstruppen unterstützt, eine Reconoscirung aus, die sie wieder bis in die Nähe von Friedericia brachte. Die Statthalterschaft versuchte sich bei Prittwitz auf die Centralgewalt zu berufen, wendete sich an einzelne deutsche Höfe — Alles umsonst. Man erfuhr, daß Preußen sich insgeheim anheischig gemacht, seine Offiziere aus dem schleswig-holsteinischen Heere abzurufen, wenn der dänische König den Wunsch ausspreche. Da beschloß die Landesversammlung am 8. August mit 54 gegen 44 Stimmen, die Truppen über die Eider zurückzuziehen. Sie erkannte den Waffenstillstand nicht an; sie fügte sich nur thatsächlich in ihn, indem sie zwischen dem eigenen Heere und dem Feinde, in Schleswig, den Preußen und Schweden Raum gab.

Waren nun die Zustände der Herzogthümer während des malmöer Waffenstillstandes minder ungünstig gewesen, als man beim Abschlusse desselben hätte erwarten mögen, — wie Andres sollten jetzt die armen Bewohner Schleswigs hinsichtlich des berliner Waffenstillstandes erfahren! In jedermann lebte die wohlbegründete Furcht, die besondre Landesverwaltung für Schleswig bedeute nichts als die bleibende Absonderung dieses Herzogthums von Holstein, die der Friede zu bringen bestimmt sei. Und da die Statthalterschaft, die man allgemein als die rechtmäßige Landesbehörde betrachtete, den Waffenstillstand nicht